

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 68.

Mittwoch, 9. März

1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

15. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Und unter dem Kronleuchter im schimmernden Saal tanzen zwei — er trägt den blauen Kammerjunkerfrack mit dem hohen Kragen und dem goldenen Hofdegen — sie trägt ein Kleid vom Stahlblau der Tauben, weit ausgeschnitten, daß der zarte Anschlag ihres mädchenhaften Busens sichtbar ist, um den Hals hängt ihr am schwarzen Bändchen ein Stilk Bernstein, in das ein kleiner Käfer eingeschlossen ist. „Gratuliere, Herr Assessor“, sagt sie, und Spott ist in ihrer Stimme, „ich höre, Sie haben sich nun auch entschlossen, ein Held zu sein.“ — „Nun, teuerstes Fräulein Ottilie, wie man es nimmt!“ Ein Held in Ihrem Sinne werd' ich wohl nie.“ — „Pflicht und Ehre gebieten es, Assessor!“ — „Welch ein Konflikt, Fräulein Ottilie! Pflicht und Ehre — jawohl, Sie haben gewiß recht. Aber die Ehre gebietet auch, daß man den nicht verrät, den man im tiefsten Herzen bewundert und verehrt.“ — „Den Bonaparte? Den Bürger und Quäler und Preßer?“ — „Man bleibt ein großer Mann, auch wenn man eine Schlacht verliert. Sie sehen immer nur den Soldaten im Kaiser. Glauben Sie mir, die Kriege alle waren ihm nur Mittel, seine große Idee — seine große Friedensidee durchzusetzen: ein befriedetes Europa.“ — „Unter französischem Kommando, jawohl! Ich danke ergebenst! Wir Preußen danken ergebenst! Kommandieren können wir selber!“ — „Das haben wir hier erlebt, seit der Leipziger Schlacht... pardon, nur weil Sie von Quälen und Preßern sprachen.“ Sie lacht, ihre blauen Augen blitzen ihn an: „Es steht dem Herrn Assessor lustig zu Gesicht, wenn er sich absichtlich dumm stellt und so tut, als könne er zwischen Eroberung und Befreiung nicht unterscheiden... Links herum, Assessor! Wir wären fast mit Herrn von Poser zusammengestoßen!... Also: Für die Befreiung ist kein Opfer zu groß, meine ich, da muß man selbst die Kosaken in Kauf nehmen und sogar die Preußen, was in Ihren Augen vielleicht noch schlimmer ist, wie?“ — „Jetzt spotten Sie, Fräulein Ottilie. Und gerade von Ihnen, der ich so vertraue, hatte ich gehofft, Sie würden verstehen, was es mich gekostet hat, mich als Freiwilliger einschreiben zu lassen... was mich diese innere Lüge gekostet hat.“ — „Interessante Gefühle! Vertagen wir das, Assessor, jetzt ist nicht die Zeit dazu. Später wollen wir wieder unser herrliches Ich beschauen und auf schöne und interessante Gefühle Jagd machen. Aber jetzt gilt mal erst der Mann und die Tat!“ — Die Musik verstummt, die tanzenden Paar lösen sich auf. Er begleitet Ottilie an ihren Platz zurück, wo ihre Sorbette noch steht. „Also, Herr Assessor“, sagt sie laut, daß die Umstehenden es hören, „erobern Sie Paris und kommen Sie mit dem Eisernen Kreuz wieder — dann werde ich die schönsten und interessantesten Gefühle für Sie haben!“ Alle

lachen, auch er versucht ein Lächeln, aber sein Gesicht verzieht und verzerrt sich zu einer Grimasse des Schmerzes, die Kerzen versinken, er steht am offenen Fenster und späht in den Juliabend hinaus, der Lichtschein aus dem oberen Stockwerk fällt auf den Platz und den Brunnen, und im Schatten verkriecht sich die Lüne, sie späht hinauf zu dem Hause, wo all ihre Hoffnungen verateten und begraben sind. Die alte Treppe des Gartenpavillons knarrt, mit einem kleinen Vogelschrei fliegt ihm das Mädchen an den Hals...

Achzend wirft August sich im Bette umher. Da er die heißen Augenlider hebt, sieht bleich und totenhaft schon der Morgen im Fenster.

Es ist, als ob die Stimme in der Nacht ihn wirklich gerufen hätte. Als er am andern Tag mit dem Vater im gelben Wagen spazierenfährt, nach Belvedere hinaus, begegnet ihnen die Lüne Schumann: sie steht am Straßenrand mit zwei andern Frauen, sie verneigt sich tief vor dem Herrn Geheimen Rat, ein Blick aus ihren Augen trifft August.

Der schritt zusammen: welch ein Zufall! — Seit vielen Jahren hat er das Mädchen nicht gesehen, wohl seit vier oder fünf Jahren nicht; er hat sogar anfangs unter Gewissensqualen dem allgemeinen Geschwätz geglaubt, sie habe sich in der Elm zu ertränken versucht, nach seiner Hochzeit. — Unverändert ist sie, ein wenig voller vielleicht als früher. Vorsichtig wendet er den Kopf und sieht, daß sie dem dahinrollenden Wagen nachblickt, und abermals treffen sich ihre Blicke... Es kostet ihn Mühe, sich wieder in das sachlich-kühle Gespräch einzufügen, das der Vater mit ihm über die goldenen Alexandermünzen führt.

Noch nicht genug des Zufalls: tags darauf, da er durch den schon herbstlichen Park nach dem Hause im oberen Garten geht, um für den Vater etwas zu holen, sieht er sie auf der hölzernen Brücke stehen und ins Wasser hinabschauen — genau wie in jener Franzosennacht, von der er so lebhaft geträumt. Hat die gestrige Begegnung, haben die für eines Herzschlages Dauer ineinander verbissenen Blicke sie mit magischer Gewalt gerade hierher gelockt? Hat ein Ruf aus Schicksalsferne dem Vater geboten, ihn heute zum Gartenhaus zu senden? Ihn selber geheißt, diesen Weg zu gehen? Er redet sie an, fühlt mit Rührung wieder ihre Hand in der seinen, seit langen Jahren zum ersten Male — und plötzlich ist ihm, als wären diese langen Jahre gar nicht gewesen. Ganz von selbst finden sie zum Du zurück, das ihnen damals wie Musik der Sphären geklungen, ganz von selbst gehen sie nebeneinander den Weg durch die vom flatternden Laube braunen Wiesen. August schliefst das Gartentor auf und die niedere Tür des Hauses, sie stehen in dem kleinen Zimmer, aus dem Herbstkühle ihnen entgegenweht. Ihre Stimme...

Ihre Stimme ist noch dieselbe, weich, mädchenhaft, fast schmeichelnd . . . Sie macht die Sinne trunken, daß August atemlos bei sich denkt: wie hab' ich nur solange leben können ohne diese Stimme, und immer den Fliegenschwarm von fremden, unverständlichen Stimmen im Ohr? . . . Ganz zart klingt in ihm eins von den kleinen, unbeholperten Liedchen auf, die er damals für die Lina gedichtet hat, damals, als Student, in Heidelberg, als Achtzehnjähriger:

Nimm diesen Ring zum Pfande:

Niemals vergeß ich dich,

Obgleich nach fernem Lande

Das Schicksal führet mich . . .

Er redet zu ihr davon, künstlich-leichten Tones, auf den sie nicht eingeht, er versucht, heiter zu sein, heiter und weltmännisch überlegen, doch im Innersten muß er denken: Vielleicht ist alles Irrtum gewesen? Vielleicht hat die Mutter doch unrecht gehabt, als sie immer wieder das süße, dumme Wort „standesgemäß“ mir ins Ohr geigte? Vielleicht hätte ich besser getan, zu wagen, was der Vater gewagt hat?

Die Lina steht ihn an, mit ihren guten braunen Tieraugen sieht sie ihn fragend, forschend ins Gesicht, während er sich bemüht, munter daherzureden. „Du bist mir nicht glücklich, August“, sagt sie nur und hält ihn bei den Händen. Sie fühlt, wie er zittert, fühlt plötzlich seine Arme um ihren Hals und den Kopf schwer an ihrer Brust, sie hört ihn hastig etwas flüstern und stammeln, ihr laufend geneigtes Ohr fängt abgerissene Worte auf: „Alles — werden — wie einst?“

Da ist in ihren Augen etwas wie Triumph: wie im grellen Leuchten eines Blitzschlags hat sie das feine Fräulein mit dem blauen Adlerblid gesehen, das ihr damals — damals — den August geraubt! — Und sie beugt sich nieder zu ihm und preßt die heißen Lippen in seinen Nacken und ersticht in seiner wilden Umarmung.

Warum läuft August jetzt, statt zu Ortel und seinem Tröster zu gehen, so oft, wenn der Tag zu verdämmern beginnt, durch die Wiesen um die Alm, über denen der weiße Abendnebel in gespenstischen Gebilden steht? Warum läßt er vorsichtig das Pförtchen angelehnt und hockt drinnen im kühlen Zimmer und wärmt die Füße im Schein des kleinen Feuers, das er im Kamin mit Reisig aus dem Garten entflammt, und lauscht pochenden Herzens auf stille Schritte, die über den Kiesweg kommen?

So erlebt man eine zweite Jugend im hohen Alter, denkt wohligh knarrend das alte Reisebett, das der Herzoglich Sachsen-Weimarische Herr Geheime Rat mit sich geführt hat, als er in jungen Jahren, hinter angenommenem Namen versteckt, durch Italien reiste. Und es träumt von so mancher Locanda, in der es aufgeschlagen worden, und von so manchen unvergeßlichen Erinnerungen an Stunden beim Scheine der Dämmerkerze. Jugend ist doch immer dieselbe, denkt es weiter: Da hat man nun so lange wie Gerümpel hier in der staubigen Ecke gestanden, unbeachtet, unbeachtet, und ist alt und grau darüber geworden. Wie lange ist das schon her, als zum letzten Male eine mollige, braunlockige Demoiselle hierherkam und mich um freundliches Nachtquartier ersuchte! Wie lange ist das her, seit der junge Herr Geheime Rat manchmal mitten in der Nacht sich aus meiner Umarmung losmachte und zur Kerze sprang, um einen Bers auf Papier zu werfen! . . . Ja, ja, ja, denkt das alte Reisebett und knarrt, so gut es noch kann, denn man ist auch nicht jünger geworden während all der Jahre. Aber, fortunamente!, das Gedächtnis ist noch gut, man hat die Verslein noch ganz artig im Kopfe:

Raubt die Liebste mir denn gleich einige Stunden
des Tages,

Gibt sie Stunden der Nacht mir zur

Entschädigung hin.

Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig

gesprochen —

übersfällt sie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.

Oftmals hab ich auch schon in ihren Armen gedichtet

Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand

Ihr auf den Rücken gezählt. Sie atmet in

lieblichem Schummer,

Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins
Tiefste die Brust.
Amor schüret indes die Lampe und denkt
der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn
getan! . . .

Viel Arbeit hat es für den Geheimen Kammer-Rat, der nun zweiter Rat der Großherzoglichen Hof-Kammer ist, für den Kammerherrn und die rechte Hand seines Vaters immer gegeben: aber in diesen Herbstwochen kommt sie gleich einem Schlossenschauer vom Himmel.

Ein großer Plan taucht auf, in des Vaters rastlos arbeitendem Kopf entstanden, lange Monate still bedacht, in der Einsamkeit des Arbeitszimmers gehegt, kaum mit den Nächsten besprochen — nun erfüllt er das Haus, er ist zum Entschlusse geworden. An vielen Abenden sitzen sie in des Vaters Stube: August und der Kanzler von Müller und der strohblonde Edermann, der dem Vater in allem zur Hand geht und nebenbei, um sich ein paar Taler zu verdienen, den jungen Engländern in der Pension Melos deutsche Unterrichtsstunden gibt, und oft genug kommt auch Professor Riemer dazu, läßt sich ein Glas Wein einschenken und gibt seinen sachmännischen Rat. Das Privilegium ist der Gegenstand dieser oft bis in die Nacht gedehnten Besprechungen.

Das Privilegium? — Nun ja, dies ist es, was der Vater sich ausgedacht: ein Privileg zum Schutze seiner Schriften in allen deutschen Landen, eine tödliche Waffe gegen die vielen geschäftigen Nachdrucker in Berlin und Wien, in Hamburg und Frankfurt und Leipzig. Der Text der großen Ausgabe ist jetzt fertiggestellt, in vierzig Bänden liegt er da, des Vaters ganze Lebensarbeit umschließend. — Aber wo soll diese Ausgabe erscheinen? Der Vertrag mit Herrn Cotta in Tübingen ist seit dem vorigen Herbst abgelaufen, er muß erneuert werden, oder man muß einen andern Verleger für das Riesenswerk suchen. Denn ein Riesenswerk ist es! Und wer wird das Risiko auf sich nehmen, so viel Kapital hineinzustecken, wenn jenseits des nächsten Schlagbaums jeder Bluteigel einen billigeren Nachdruck machen kann, weil er nicht einen Pfennig Honorar an den Verfasser zu zahlen hat? . . . Ja, so traurig sind die Zustände in dem tausendfach zerklüfteten Vaterlande, das nun endlich im Deutschen Bund so etwas wie ein Notdach bekommen hat: geringer Ertrag für die Souveränität und Nachfülle der Kaiserkrone, die vor zwanzig Jahren der Kaiser in Wien vom müden Haupte legte . . .

Ein Privilegium! Dies ist des Vaters Plan gewesen: den kommerziellen Wert seiner Schriften mit einem Schlage um ein Vielfaches zu steigern, indem er sie vor jedem Nachdruck schützt — und alle haben diesen Gedanken begeistert aufgegriffen und emsig in nächtlichen Gesprächen hin und her gewendet. Der Herr Kanzler hat ganz aufgeregt erklärt, unmöglich könne der Deutsche Bund dem größten Schriftsteller der Nation ein solches Privileg verweigern, das überdies ein wichtiger Schritt zur Einheit sei: denn damit das Privilegium des Einen nicht zum Unrecht an den Vielen werde, müsse sich aus dem, was heute noch Gnadenbeweis sei, über kurz oder lang zwangsläufig ein Anspruch, eine allgemeine gesetzliche Regelung entwickeln.

Der Vater hört sehr aufmerksam zu, die braunen Augen im großen Gesicht auf den Sprechenden gerichtet. August beginnt zu rechnen, wie er das in den Kammer-sessionen gewöhnt ist, er möchte die Frage erörtern, welches Honorar man von Cotta — oder wem sonst! — für eine derart viel wertvoller gewordene Ausgabe fordern könne; aber der Vater schlägt einen behenden Hafen: das ist etwas, was er auch vor den Nächsten nicht erörtert wissen will . . .

„Ist es soweit“, sagt er, „dann werde ich dir, lieber Sohn, alle technischen, ökonomischen und merkantilischen Verhandlungen der Sache übertragen, denn da ich bei meinen hohen Jahren allen Vorteil aus dem Geschäft meiner Familie überlasse, so ist es auch billig, daß sie die damit verknüpften Sorgen und Bemühungen übernehme . . .“

Friedhof im Schnee.

Ein Tor ist aufgerichtet in der Stille
Der frühen Stunde, ladet in den Park
Dunkler Zypressen über weißem Sarg;
Silbernen Frieden heischt dein müder Wille.

Es brennt in deinem Aug' leuchtende Spur
Zwischen dem Winterglanz der Sarkophage;
Erstorben ist auf lahltem Ast die Klage
Der Vogelkette, leiser rinnt die Uhr.

Die schmalen Schatten grüner Lebensbäume
Reihen sich dunkler über den Opalen
Der stummen Totenhügel; wie die fahlen
Ehernen Wächtern steht im Glanz der Säume

Schimmernder Berge an dem Horizonte.
Du atmest tief im Heimatland der Seelen:
Des Paradieses bleiche Asphodelen
Scheinen die Gräber, die der Tag besonnte. —
Alfred Hof.

Der Traum des Königs.

Skizze von Max Geisler.

An einem kühnlichen Herbstmorgen richtete sich Ludwig XVI. auf seinem Lager auf und schaute sich betroffen um. Was war das gewesen? Hatte er nicht im Schlafe geschlafen? Er sagte sich an die Stirn und fühlte, daß sie mit Schweiß bedeckt war. Dann griff er nach der Tabatsdose und nahm eine kräftige Prise. Aber auch davon wurde das Traumbild nicht klarer; er besann sich nur, daß er den Tod gesehen hatte, der das Gesicht eines Menschen trug. Welches Menschen? Er konnte sich nicht entsinnen. Aber es fiel ihm ein, daß der Graf Cagliostro einmal zu ihm gesagt hatte: „Im Schlaf erhebt sich der Geist zu unbekannten Welten, und im Traume lesen die Augen im Buche des Schicksals.“ Das war solch eine wunderliche Weisheit, wie sie Cagliostro aus morgenländischen Büchern aufzulesen pflegte. Je nun...

Der König ließ sich von seinem Kammerdiener ankleiden und befahl, Cagliostro zu rufen.

Während er noch frühstückte, trat der Graf und Wundermann ein. Ludwig berichtete, was ihm von dem Traume noch im Gedächtnis geblieben war.

„Entsetzen Sie sich nicht, Sire“, sagte Cagliostro, „Sie werden noch viele Jahre zum Segen Ihres Landes leben. Aber im Laufe dieses Tages begegnen Sie dem Menschen, dessen Waise sich der Tod ausgesucht hatte. Sie erkennen ihn jedoch nicht.“

Der König nahm eine Prise. „Höchst seltsam! Nun gut, Ihr werdet mich heute begleiten, Cagliostro, und es mit sagen, wenn wir jenen Menschen treffen.“

„Sehr wohl, Sire. Aber ich darf in diesem Falle nur auf Ihre Fragen antworten — entweder mit Ja oder mit Nein.“

„Meinetwegen!“

Der König hielt Empfänge ab, der Graf blieb immer in seiner Nähe. Es kam ein Höfling mit brutalem Gesicht. „Ist es dieser?“, fragte Ludwig. — „Nein, Majestät.“ — Der dicke Leibart erschien. „Ist es dieser?“, — „Oh nein, Majestät.“ So oft der König fragte, immer kam die gleiche Antwort.

Am Vormittag fuhr man zu einer Prüfung der Studierenden in die hohe Schule. Ludwig war reichlich gelangweilt; er kreuzte die Hände über dem Bauch, oder er schnupfte, dann ließ er die dicke Bourbonenlippe wieder hängen. Nur einmal belebten sich seine Züge — das war, als ein Student der Rechte hinter das Rednerpult trat, fast noch ein Knabe, aber mit einem fuchsschlaun Gesicht, einer Skulptur und mächtigem Untertier. In seinem Aukeren gewöhnlich. Ungewöhnlich aber war, was er sagte; blühend in der Schärfe der Gedanken und von einer Bildhaftigkeit des Wortes, die den König aus seinen Dämmern rüttelte. „Bravo!“ rief er, als der Student geendet hatte. „Du wirst einmal ein tüchtiger Advokat werden, mein Sohn.“ Damit trat Ludwig auf den jungen Menschen zu und wollte ihm die Hände auf die Schultern legen. Aber der Student wich unauffällig aus.

Der Tag verging. Abends versammelte sich eine nicht gar große, aber gewählte Gesellschaft im Spielsaale des Schlosses. Auch die Königin war gekommen. Ludwig ergriff die Gelegenheit, mit Cagliostro zu sprechen. „Na“, sagte er lachend, „wie steht das — sind wir jenem Menschen aus dem Traum begegnet?“

„Ja, Sire.“

„Und Ihr habt es mir nicht gesagt?“

„Sie haben mich nicht gefragt, Majestät: Ist es dieser? Nur mit Ja oder Nein durfte ich antworten.“

Verärgert wandte sich der König ab und zeigte ihm fortan die kalte Schulter. Aber einmal an diesem Abend mußte er sich doch wieder an ihn wenden. So über die Achsel hinweg sagte er: „Die Königin wünscht zu wissen, wer der junge Mann war, der heute in der Schule Louis le Grand die funkelnde Rede hielt. Kennt Ihr ihn, Cagliostro?“

„Ja, Sire“ — es war der, dessen Bild der König im Traume gesehen — „Maximilian de Robespierre!“ verkündigte der Graf mit metallischer Stimme.

Bei diesem Namen erzitterte niemand. Aber 17 Jahre später fiel der Kopf Ludwigs XVI. auf Befehl des Bürgers Robespierre unter dem Messer der Guillotine.

Auf der Spur des Frühlings.

Von Paul A. Schmitz.

Über dem Brenner tobt Schneesturm, und unheimlich wachsen die Schneemassen zur Höhe an. Alles versinkt in der weichen, schweren Masse, Fels, Haus und Mensch. Der Brennersee ist verschüttet von Schnee, und zugestoren.

Aber kaum eine Stunde später strahlt Frühlingssonne über schneefreies Land. Zypressen ragen königlich zum Himmel auf, Immergrün tanzt sich um fahle Felsen. Und dann liegt Bozen vor uns, das lachende, sonnige Bozen, das deutsche, dem sie nach Jahrtausenden einen neuen Namen geben wollen: Bolzano, wie das klingt.

Weiter geht es den Hang der Alpen hinunter, vorbei an Mori und Arco mit seiner makeligen Ruine, und dann rufen sie auf dem Bahnsteig: „Riva“, und wir steigen aus. Hinunter zum Hafen, wo das Volk lärmt und rumort. Wir mieten ein Boot nach Torbole. Blutröte Segel hat es, und die Flut ist tiefblau — ein prachtvolles Farbenspiel.

Und nach einer Stunde lässiger Fahrt sind wir in Torbole. Klassisches Pflaster — Goethe weilte einmal hier, als er gen Süden fuhr, und schrieb an den Versen seiner „Iphigenie“. Nun sitzen wir auf der Hotelterrasse. Wein glänzt in Gläsern, der Wind jault die Haare, und Erinnerungen werden wach, alte Erinnerungen.

Während der Nacht steht das Fenster weit offen, und die Lunge dehnt sich wohligh. Gestern — war es wirklich gestern — da sog man in München gequält die trodene, muffige Luft eines geheizten Zimmers ein, und heute — o wonnige Nacht.

Am anderen Morgen mit dem Dampfer über den See. Gleich hinter Torbole klettern Zitronengärten, mit unendlichem Fleiß angelegt, die Hügel hinauf. Hoch oben liegt Tremosine.

Dann liegt man behaglich auf einer Bank, spürt deren Härte nicht, schlürft Sonne und Luft, denkt an gar nichts mehr, bis die Riviera des Gardasees lockt. Fasano, Gardone. Die Villa, die einst Paul Hense bewohnte, grüßt uns. Salò — Otto Erich Hartlebens Haus, das rote, traurige Haus, steht hart am Ufer und spiegelt sich in dem See. Auf der anderen Seite erinnern die Höhen von St. Vigilio an ein Böcklin'sches Bild.

Dann schaukelt Isola Garda heran, näher und näher, und das Schloß liegt verträumt vor dem dunstigen Blau des fernen Monte Baldo.

Eine kurze Weile nur noch, dann schüttelt der Dampfer sich, stampft in allen Fugen: wir landen in Sirmione.

Sirmione, du schwimmendes Märchen. Die Sonne neigt sich schon nieder zum Horizont, rot liegt sie auf deinen Dächern und Ruinen. Deine Bilder lehren das Vergessen und schenken Frieden, tiefen, gütigen Frieden. Am Abend pflüden wir Lorbeer und Rustus, und jeder von uns einen Olbaumzweig. Aber die duftenden Beilagen zwischen den Felsen lassen wir stehen. Sie wollen zu schnell.

Sirmione — später schütteln wir den Zauber deiner Träume ab, denn du hast noch andere Kostbarkeiten. Dein roter Wein mundet vortrefflich, und die Sardinen des Sees, in Öl gebaden, sind billige Lederbissen, wenn man sie am rechten Ort genießt.

Dann die Nacht... Man rückt das Bett an das weit geöffnete Fenster. Liegend kann man den See überschauen, weit, bis zu den Lichtern von Manerva. Aber den Wassern fladern die Fackeln der Fischer, die auf Fang sind und mit der lebendigen Flamme die Beute locken. — Sirmione, glückliches, ich glaube, du bist die Heimat des Frühlings.

Wie lange dürfen wir wellen in deinen Mauern? Die Pflicht ruft uns bald wieder zum Norden, und wenn wir wieder über dem Brenner sind, wenn uns fröstelt im Sturm von Schnee und Eis, dann stehen sie hier an deinen Ufern, und äßen dich mit der Melodie internationalen Entzückens. Uns aber bleibt nur der Strauß Lorbeer und Rustus und der Olbaumzweig von deinen Ruinen.

Erste Enttäuschung.

Von Joachim Lange.

Dolf hatte dem Fräulein Lindner ein Bild zum Geburtstag gemalt, ein großes Bild aus Wasserfarben und mit einem richtigen Holzrahmen, den ihm einer von Pappas Leuten gemacht hatte. Das Bild war fast so breit, wie er lang war, und stellte dar ihn selbst, angetan mit silberner Rittersrüstung, wie er dem bösen Geist Moll ein Schwert in den Leib stieß. Dolf ärgerte sich, daß ihm die Rüstung so blaß geraten war, sie hätte glänzend sein müssen, aber dafür war das Schwert wirklich flammend rot und die Sonne, mit einem lauberen, dichten Strahlenkranz, blinkte wie gepulstes Metall. Das Geschehen trug sich zu in einer zackigen Gebirgslandschaft, doch war auch das Meer da und über dem Ganzen Himmel und Wolken. Auf die eine Welle, genau über dem Kampfsplatz, hatte er eine ausgeschnittene Photographie von Fräulein Lindners Kopf geklebt: die geliebte Lehrerin schaute sich Dols Heidentat lächelnd an, aus großer Höhe, doch konnte sie alles deutlich erkennen. Dolf war sehr stolz auf sein Gemälde; das Blau für das Meer und den Himmel hatte allein ein ganzes Stück Farbe verbraucht.

Gleich nach dem Essen brachte er es zu ihr, kaum konnte er es tragen und sah auf der Straße aus wie ein Segel, das schief gegen den Wind steht. Er war noch nie in ihrer Wohnung gewesen; Fräulein Lindner überwachte seine Schularbeiten im Haus seiner Eltern, jeden Nachmittag. Befangen blickte er sich um, während sie sein Geschenk auspackte; wieviele schöne Vasen mit Blumen standen hier herum, wieviele schöne Bilder hingen überall an den Wänden, wie ganz anders war es hier als zu Hause!

„Ach, das ist aber herrlich, Dolf!“ hörte er sie rufen. Sie ging auf ihn zu, gab ihm einen Kuß. „Und das hast du ganz allein gemacht?“

Er nickte, in zartem Stolz, und spürte Tränen kommen vor Freude. „Bloß den Rahmen nicht“, konnte er noch hervorbringen.

„Das soll aber auch den besten Platz bekommen!“ Und schon lief sie in die Küche, kam zurück mit Hammer und Nägeln. Dolf wagte nicht, aufzusehen, aber wie er es schließlich doch tat, mit einem scheuen und irritigen Blick, fand er, daß sein Bild das Schönste war und das bunteste unter den vielen andern. Darauf tranken sie Schokolade und aßen Kuchen und dann fuhren sie in die Stadt zu seinen Schulaufgaben und hinterher erzählte ihm Fräulein Lindner schönere Geschichten als jemals und Dolf war an diesem Tag so glücklich wie nie zuvor in seinen sieben Jahren.

Am Abend kam Richard zu ihr, mit einem großen Strauß Rosen und einem schmalen Paket. Er ging im Zimmer umher. „Von wem stammt denn diese ultige Farbenmischerei?“ fragte er und blieb stehen.

„Das?“ Sie hob das Gesicht aus den Blumen. „Ach, von meinem kleinen Nachbilschüler.“

Und du als blondes Engeltchen in den Wolken!“ Er trat auf sie zu. „Nun?“

„Aber das ist ja fabelhaft, Liebster! Bei wem hast du es machen lassen?“

Sie hatte das Paket geöffnet und betrachtete die Photographie: Richards Kopf, kaltheiß aus künstlichem Dunkel hervor-glühend, eine zweifellos außerordentlich gut gelungene Arbeit.

„Bei Speyer“, sagte er, „es muß übrigens draustehen. Wir könnten es am besten hier unterbringen, wie?“

Und er nahm diese komische heroische Wasserfarbenlandschaft herunter und hängte die Photographie an ihre Stelle.

Sie protestierte schwach. „Das wird Dolf verlegen. Er ist so sehr sensibel.“

„Liebes Kind“ — er trat prüfend von seinem Porträt zurück — „du kannst nicht verlangen, daß ich dieses infantile Gekleck da immer vor Augen habe, wenn ich bei dir bin. Abgesehen —: der Kleine kommt doch sonst niemals zu dir?“

„Nein“, sagte sie, „er kommt nicht zu mir.“

„Na also“, sagte er. Und er küßte sie auf ihre schönen Augen.

Dolf rannte, rannte. In der Hand schwenkte er sein Zeugnis. Er war verlegt worden! Verlegt, obwohl er sich gar nichts aus der Schule machte und sich lieber Geschichten von Fräulein Lindner erzählen ließ. Nur durch Fräulein Lindners Hilfe war er verlegt worden, er mußte zu ihr, sie sollte es gleich wissen, noch vor Papa und Mama.

Eine alte Aufwartefrau öffnete ihm. Fräulein Lindner war noch nicht zu Hause. Sie mußte aber jeden Augenblick kommen, sagte die Frau. Und ob er solange warten sollte? Warten, ja! Sie führte ihn in das Arbeitszimmer.

Nach einer Weile, während sie wieder in der Küche beschäftigt war, hörte sie Schritte auf dem Flur. Sie trat hinaus, da stand der kleine Junge an der Wohnungstür. Sein Kopf war gesenkt.

„Ich will doch nicht warten“, sagte er leise. „Sagen Sie, bitte, Fräulein Lindner, ich ...“ Er lief schon, er war schon zur Treppe hinunter, aber sein Gesicht hatte sie noch sehen können.

„Geht er?“ fragte Fräulein Lindner, die einige Minuten später kam.

„Ja, geht er“, wiederholte die Frau. „Aber wissen Sie: so ein trodenes Weinen, der ganze kleine Körper hat geschüttelt.“

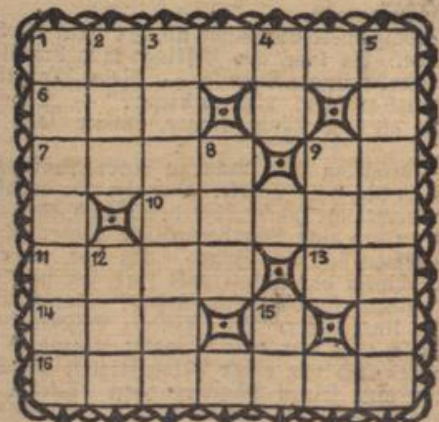
„Komisch“, sagte Fräulein Lindner. „Er ist doch hoffentlich verlegt worden?“

An der blutenden Grenze.

Von Hans-Christoph Karger.

Wie oft liest man in den Zeitungen von Deutschlands blutenden Grenzen, aber man liest es und nimmt es hin wie ein Schicksal, das man mit zu tragen hat, ohne es mitzuerleben. Man hat sich damit abgefunden. Auf einmal aber stößt man auf einen Menschen, der von der Grenze kommt und — man muß umlernen. Ich glaube, das, was ich auf einer Eisenbahnfahrt von Breslau nach Krefeld erlebt, geht uns alle an, wo wir auch in Deutschland wohnen. Sieht mir da eine schlichte Landfrau aus dem Kreise Efterswerda gegenüber. Ich beobachte sie eine Weile, sie weint leise vor sich hin. „Warum weinen Sie denn, liebe Frau?“ — „Ach, mein Herr, lassen Sie mich nur, ich muß es ja doch alleine tragen.“ — „Wo kommen Sie denn her?“ — „Aus Groß-Wartenberg! Sie haben mich nicht näher gelassen.“ — „Ich verstehe Sie nicht, liebe Frau!“ — „Nun, sehen Sie, ich bin aus dem Dorfe D. bei Groß-Wartenberg. Das hat man uns doch weggenommen, ohne zu fragen. Der Bruder ist mit meiner Mutter drüben geblieben. Ich bin schon lange mit einem Bäcker verheiratet. Denken Sie, meine Briefe sind nie angekommen. Jetzt schreibt mir der Bruder, daß die Mutter wohl eingehen wird. Sie wird im Januar achtzig. Sie wollte mich bloß noch einmal sehen. Ich sollte aber schnell kommen, ehe es zu spät ist. Der Amtsvorsteher schreibt mir auch einen Schein aus und ich fahre hin. Von Groß-Wartenberg aus muß ich eine Stunde laufen. Es ist eine knappe Stunde bis nach Hause. Auf halbem Wege steht die Grenze. Sie halten mich an: „Wo ist das Bismarck?“ — Ich sag ihnen, wie alles ist, daß ich nur einmal schnell zu meiner schwermütigen Mutter will. Der Paß ist in Ordnung, der Schein vom Amtsvorsteher ist dabei. Es hilft aber nichts — sie lassen mich nicht durch! Von Groß-Wartenberg aus gelingt es mir, über Kempten den Bruder anzu-rufen. Er wird an die Grenze kommen. Ich gehe am anderen Tage wieder hin. Ein Wagen steht dort. Ich höre einen Mann bitten und flehen. Endlich erreicht er, daß wir zueinander kommen können. Es regnet. Wir dürfen eine halbe Stunde beieinander stehen. Der polnische Wachtmann steht aber dabei und hört zu. Mein Herr — das vergesse ich nicht mehr! Ich will die beiden Kuchen dem Bruder in die Hand drücken, aber der Wachtmann nimmt sie weg. Er sagt, wenn ich 6 Mark zahle, könne sie der Bruder mitnehmen. Die halbe Stunde ist herum, der Wagen fährt fort. Ich gehe allein in die Stadt zurück. In der Nacht ist meine Mutter gestorben. Ich habe sie nicht mehr gesehen. Für fünfzig Mark Reisegeld habe ich eine halbe Stunde den Bruder gesprochen und den Kirchturm meiner Heimat gesehen.“

Kreuzwörterrätsel.



Waagerecht: 1. Schaltier. 6. Bündnis. 7. Mondgöttin. 10. Erdformation. 11. Männlicher Vorname (abgel.). 13. Auerochs. 14. Große, immer wiederkehrende Ausstellung. 16. Sonnen- und Mondfinsternis. — Senkrecht: 1. Folge von Tönen. 2. Raubvogel. 3. Afrikanisches Gebiet. 4. Heft-liter (abgel.). 5. Leuchtgerät. 8. Stadt in Finnland. 9. Kinderart. 12. Vogel. 15. Anredeform in Briefen an Unbekannte.

Auflösung des Gitterrätsels in Nr. 61: 1. Regulator. 2. Musterung. 3. Tarragona. 4. Sonnenuhr.